

Medienkulturlehrerbildung oder Dienst am Text?

Eine Tagung zu Perspektiven der Germanistik

Der Tenor eines Kolloquiums, das jüngst von zwei Nachwuchswissenschaftlern organisiert und von der Volkswagenstiftung finanziert wurde, fand seinen symbolischen Ausdruck bereits im Layout des Tagungsflyers: eine Windrose als Hinweis auf das Orientierungsbedürfnis eines großen geisteswissenschaftlichen Faches, der Germanistik. Um Abhilfe zu schaffen, sich selbst, den Studierenden und der Öffentlichkeit Möglichkeiten aufzuzeigen, wie es denn weitergehen könne, trafen in Hannover etablierte Fachvertreter auf jüngere Kollegen, auf Verlagslektoren, Journalisten und Verbandsfunktionäre.

Lobenswert war der inhaltliche Rahmen: Nicht nur die vielgeschmähte Literaturtheorie und der Methodendiskurs mit seinen vielen „turns“ sollten kritisch durchdacht werden, sondern auch die institutionelle Ausgestaltung des Faches und seine Stellung innerhalb der obwaltenden Forschungsstrukturen. Selbst ganz naheliegende Fragen, etwa nach den Berufschancen von Germanisten, fanden Raum.

Problematischer war jener Befund, der als provokative Eingangsthese über dem Kolloquium schwebte: „Es gärt in der Germanistik“, schrieben die Veranstalter und konstatierten, jüngste Veränderungen und Entwicklungen im Fach würden zunehmend kritisch gesehen. Dieser Befund hat die Geschichte des Faches nicht im Blick, in der es seit einhundert Jahren ständig „gärt“, was zum einen das jeweils aktuelle Gären etwas relativiert. Zum anderen können sich manche Germanisten gewissermaßen aufs Gären spezialisieren, also auf Fragen des Selbstbewusstseins und der Zukunft des Faches, solange insgesamt die Pflicht zur Überprüfung des eigenen Forschens und Lehrens nicht vernachlässigt wird. Man könnte auch sagen: Die einen fragen, was das Fach sollte, die anderen, was es kann. Philologische Grundlagenforschung beispielsweise muss gerade in der Germanistik das Kerngeschäft ausmachen, obwohl immer noch nicht hinreichend plausibel gemacht worden ist, wie sich diese Forderung mit dem Wunsch nach disziplinärer Öffnung in Richtung der Kulturwissenschaften vereinbaren ließe.

Der eingestreuten Krisenrhetorik hätten sich die Teilnehmer also deutlicher entgegenstellen können, um ihre Aufmerksamkeit sodann ganz den lösbarsten Problemen zuwenden zu können. Genau darin mangelte es am deutlichsten: Vieles von dem, was bekanntermaßen schlecht ist in Bologna-Verschulung und Dauerzwang zur Drittmittelbeschaffung, wurde in Hannover fast zärtlich benannt, doch konkrete Lösungsvorschläge blieben zumeist aus.

So geistreich die Frage nach dem Woher der Modulstruktur in den Bachelor- und Masterstudiengängen auch sein mag – die anwesenden Studenten hätte wohl mehr interessiert, wie diese engen Korsette möglichst bald wieder verabschiedet werden könnten. Dass die meisten Studierenden das Lehramt anstreben und sich in einer zu universalen Ausbildungsbreite beweisen müssten, ist ebenso relevant und in seinen Voraussetzungen ungeklärt wie die Frage, ob die disziplinäre Dreiteilung der Germanistik (Linguistik, Mediävistik, Neuere Literatur) nicht mehr Probleme bringt als Nutzen. Und wenn germanistische Forschungsvorhaben in ein Konkurrenzverhältnis zu den Naturwissenschaften gezwungen werden, kann die Antwort nur lauten: die Eigenart geisteswissenschaftlicher Produktivität darf nicht relativiert werden. Imitationskonkurrenz ist kein sinnvolles Programm. Auch muss nicht jede modische Erscheinung, von der Graduiertenaka-

Geld zurück?

Desinformation durch Hochschulen

In New York ist gerade eine Sammelklage von Studenten gescheitert, die sich von ihren Universitäten durch Desinformation zum Studium verführt sahen. Den „Law Schools“ wurde vorgeworfen, sie hätten die Statistik der Berufs- und Gehaltschancen ihrer Absolventen irreführend publiziert, indem sie als Fälle erfolgreicher Beschäftigung auch solche Absolventen zählten, die nicht als Anwälte oder überhaupt nicht im Rechtssystem tätig wurden, sondern beispielsweise als Kellner. So kamen sie dann leicht auf 97 Prozent Juristen im Job, neun Monate nach dem Examen.

Da ein Jurastudium leicht 100 000 Dollar kosten kann und an der „New York Law School“ sogar knapp 48 000 Dollar im Jahr kostet, fanden die Studenten, ihnen sei unter falschen Voraussetzungen etwas angedreht worden, das sein Geld nicht wert ist. Sie klagten auf 200 Millionen Dollar Entschädigung, was die Differenz zwischen dem Preis ihres Studiums und dem derzeitigen Wert des Abschlusses sei. Tatsächlich schauen viele der jährlich etwa 43 000 amerikanischen Absolventen von Rechtsfakultäten gerade in die berufliche Röhre, unter anderem, weil das, was vor Jahren noch ihre Aufgabe war,

demie bis zur Online-Publikation in englischer Sprache, von der Germanistik frag- und kritiklos akzeptiert werden.

Wenig Neues brachten die Einschätzungen gegenwärtiger Karrierechancen: Studierenden kann nach wie vor nur geraten werden, möglichst früh durch Praktika und freie Mitarbeit Erfahrung außerhalb der Universität zu sammeln und sich nicht auf einen Berufsweg festzulegen. Eine Promotion qualifiziert weiterhin, doch garantiert sie nicht automatisch den erhofften reibungslosen Wechsel von der Universität in eine anständig dotierte Festanstellung. Wer eine akademische Laufbahn in den Blick nimmt, muss wissen, was sich auf dieser Bahn gerade alles staut: „zähflüssiger Karriereverkehr“ wäre ein geschöntes Urteil. Sehr einig waren sich die Tagungsteilnehmer darin, dass die Auflösung des Mittelbaus, also das Wegfallen von unbefristeten Festanstellungen unterhalb der Professur und die Fokussierung auf drittmittelgestützte Stellen, prekäre Lebenssituationen hervorbringt und weder Lehre noch Forschung guttut.

Am letzten Tag des Kolloquiums ging man schließlich der Frage nach, wie die Germanistik mit dem allorts spürbaren „akademischen Kapitalismus“ umgehen sollte. In seinem Statement forderte der Berliner Komparatist Remigius Bunia, durchaus mehr Kapitalismus zu wagen, um dadurch einen ehrlichen Diskurs im Fach zu befördern. Die Germanistik müsse, so Bunia, schon erklären können (auch gegenüber Controlling-Abteilungen in Hochschulen und Ministerien), was sie anbietet, welchen Nutzen die Forschung haben könnte und woran man Leistung (oder Qualität) erkennt.

Sehr eindrücklich und ebenso ernüchternd war das anschließende Referat des Londoner Germanisten Rüdiger Görner über die Lage der modernen Sprachen in England. Dort hat sich die öffentliche Hand vollständig aus der Finanzierung der Philologien ausgeklümt, so dass die Studiengebühren in den einschlägigen Fächern verdreifacht werden mussten, was zu einem Rückgang der Studentenzahlen um mindestens ein Viertel geführt hat.

Nur die Geschichtswissenschaft ist von dieser Entwicklung explizit ausgenommen. Hier wurde geltend gemacht, dass gerade in Großbritannien, wo das allgemeine öffentliche Interesse an *history through stories* außerordentlich hoch ist, dieser Markt durch populäre Bücher bedient werde, die ihrer allgemeinverständlichen Anlage zum Trotz natürlich gehaltvoll sind und in der Regel auch von namhaften Universitäts-historikern geliefert werden, die sich damit eine goldene Nase verdienen können.

An dieser Stelle nun wurde der Finger in die Wunde gelegt: Schreiben die Germanisten zu kompliziert, verkomplizieren sie ihre Gegenstände durch Sprache und schaffen damit die so problematische Distanz zum laienhaften Leser? Der Berliner Germanist Steffen Martus trat dieser Annahme entgegen und unterstrich, dass die Gegenstände der Forschung, die ja selbst produziert würden, naturgemäß schwierig seien und die schwierige Sprache dieser Tatsache geschuldet sei. Der Generalsekretär der Volkswagenstiftung, Wilhelm Krull, bekräftigte demgegenüber ein Umdenken auch seiner Institution, welche Bewerber für Stipendien dazu ermutigte, auch einmal ohne spezielle Antragsprosa und Fachjargon die Ziele ihrer Forschung aufzuschreiben. Hoffentlich hat er genug Leser in seiner Organisation, die das, solcher Sprache lange entwöhnt, dann auch verstehen. MIKE ROTTMANN

inzwischen von Datenbanken oder von Indern erledigt wird: die Begutachtung von Dokumenten, das Finden von Präzedenzfällen, der Entwurf von Verträgen, das Bereitstellen juristischer Informationen.

Der Richter am New Yorker Appellationsgericht fand zwar, die Hochschulen mögen falsch informiert haben, aber nicht falsch genug, um verklagt werden zu können. Reklame, mag man sich das übersetzen, ist eben Reklame. Von einem verständigen „Konsumenten“ juristischer Lehre, so las sich die jetzt bestätigte Originalentscheidung vor einem Jahr, könne die Einsicht verlangt werden, dass der Markt optimistische Werbeproschüren obsolet mache. kau

Nicht hilfreich

Publizistik gegen CHE-Ranking

Die Kritik am Fächer-Ranking des Gütersloher „Centrums für Hochschulentwicklung“ (CHE) nimmt zu. Die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat den Hochschulinstututen ihrer Fächer geraten, sich nicht mehr an der methodisch fragwürdigen Rangtabellen-Produktion des CHE zu beteiligen. Es sende der Wissenschaftspolitik die falschen Signale, bilde die Fächer nicht adäquat ab und sei kein hilfreicher Ratgeber bei der Studienplatzsuche. F.A.Z.



Jetzt zur Eröffnung der Saison eine besonders einleuchtende Leistung des Maschinenbaus: die Bratwurst wendende Grillmaschine des Erfinders Walter Günther

Foto dpa

Die Studienreform im Windkanal

Hochschule zwischen Wissenschaft und Berufsausbildung: Zu den neueren Entwicklungen im Studium der Ingenieurwissenschaften.

Promotionsrecht für die Fachhochschulen, „Tenure Track“, also frühzeitige Karrieresicherheit an den Universitäten, Juniorprofessuren, Graduiertenkollegs, eine verstärkte Gewichtung von Didaktik und Lehrerfortbildungen in den Berufungsverfahren – ist das eine positive Entwicklung für Maschinenbau und Elektro- und Informationstechnik? Ich bin skeptisch und das aus folgenden Gründen:

1. Promotionsrecht: Die frühere Bundesministerin Professor Schavan hielt längerfristig das Promotionsrecht für Fachhochschulen für richtig im Hinblick auf die auch von ihrem Hause geförderte Forschung an den Fachhochschulen. Der Wissenschaftsrat hat bereits 2010 ein „kooperatives Promotionsrecht“ für einzelne Fachbereiche einer Fachhochschule empfohlen, wobei kooperativ bedeutet, dass die Fachhochschule das Recht zwar besitzt, aber es in Kooperation mit einer Universität ausüben soll. Für die aus der Zusammenführung der Forschungsanstalt Geisenheim und des Fachbereichs Geisenheim der Hochschule Rhein-Main, Wiesbaden zur Hochschule Geisenheim am 1. Januar 2013 ist dies auch bereits umgesetzt worden. Für die Ingenieurwissenschaften ist zu beachten, dass der Wissenschaftsrat aus einer wissenschaftlichen Kommission mit etwa dreißig Mitgliedern und einer Verwaltungskommission mit etwa vierzig Vertretern der Bundes- und Länderministerien zusammengesetzt ist, wobei nur sieben Mitglieder einen technischen Hintergrund haben und aus dem Universitätsbereich nur ein Mitglied in der Industrie tätig war.

Ein bedenklischer Effekt des Strebens nach Forschung und einem eventuellen Promotionsrecht an der Fachhochschule ist die dafür notwendige Erhöhung des Abstraktionsgrads in der Ausbildung. Es gibt aber für den Ingenieurberuf hervorragende geeignete junge Menschen, die mehr praxis- als theorieorientiert sind. Schreckt man sie von der Fachhochschulausbildung durch zu hohe Abstraktionsanforderungen ab, werden Ingenieure insbesondere für Produktion und Vertrieb fehlen, die wesentlich für den Erfolg unserer Industrie sind. Die richtige Richtung für

Entsorgung

Das Ende der Sammlung Walter A. Berendsohns

Die Walter-A.-Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur am Fachbereich Sprache, Literatur, Medien der Universität Hamburg ist die einzige ihrer Art in Deutschland, wie die Universität zu betonen nicht müde wird. Zu Recht. Der Namensgeber dieser Einrichtung und

die Entwicklung bei den Fachhochschulen ist darum, dass die Fachhochschulen im Rahmen ihrer Ausbildungsangebote neuerdings auch industrienahe duale Studiengänge anbieten, in denen sich Perioden an der Fachhochschule mit Perioden in der Industrie abwechseln.

Auch sollte man beachten: In der Industrie spricht man immer von „Forschung und Entwicklung“, und man sollte diese Begriffe auch sorgfältig auseinanderhalten. Entwicklungen sind industrie- bzw. produktnahe Arbeiten. Forschung bedeutet die Prüfung kreativer Ideen. Sie sollte Grundlagen für zukünftige Entwicklungen bereitstellen. Beides ist für die Ausbildung an der Universität interessant. Die Finanzierungsmöglichkeiten sind eng mit dem Zeithorizont verknüpft. Der Zeitraum von einem bis drei Jahren – der Entwicklungshorizont – wird zumeist durch eine Industriefinanzierung abgedeckt, eventuell unterstützt durch Programme des BMBF oder auch der EU.

Der Zeitraum von drei bis fünf Jahren charakterisiert die produktnahe Forschung und wird durch Programme des BMBF oder der EU gefördert, wobei eine Beteiligung der Industrie möglich, aber zumeist nicht zwingend erforderlich ist. Noch nicht mit der Anwendung verzahnte, zukunftsweisende Untersuchungen mit einem Nutzungshorizont von mehr als fünf Jahren können durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert werden unter der Voraussetzung einer positiven Begutachtung. Diese dazu nötigen Vorarbeiten, die neue Ideen stützen oder falsifizieren, für deren Begutachtung also noch Ergebnisse fehlen, können nur in Zusammenarbeit des Universitätsprofessors mit aus Landesmitteln finanzierten Mitarbeitern theoretisch und im Labor untersucht werden.

Im Schnitt besteht ein Fachgebiet im ingenieurwissenschaftlichen Bereich aus dem Hochschullehrer, dem Sekretariat, eventuell einem beamteten akademischen Rat, drei bis fünf Mitarbeitern aus Landesmitteln und zehn bis fünfzehn Mitarbeitern, die über Drittmittel aus dem ganzen Spektrum der Finanzierungsmöglichkeiten, also Industrieoperationen, BMBF- bzw. EU-Programmen und DFG-Vorhaben gefördert werden. Hinzu kommen neben den immer erforderlichen Rechnern mehr oder minder große Labore bzw. Prüfstände wie Windkanäle und Hochspannungshallen, zudem Werkstätten und die dafür notwendigen technischen Hilfskräfte.

Wichtig ist, dass eine relativ große Gruppe von wissenschaftlichen Mitarbeitern an sich ergänzenden Projekten arbeiten, die von der Idee bis zur Nutzung schrittweise entwickelt und experimentell überprüft werden. Für die wissen-

shendoktor der Universität, der aus einer alten hanseatischen jüdischen Familie stammende Gelehrte Walter A. Berendsohn (1884 bis 1984) war von 1914 bis zu seiner Entlassung und Vertreibung durch die Nationalsozialisten Germanist und Skandinavist an der Universität Hamburg, seit 1926 als außerordentlicher Professor. In dieser Zeit baute er die Bibliothek für die Hamburger Skandinavistik auf.

Nach den siebziger Jahren wurde die Skandinavistik eines der zahlreichen Opfer der Sparpolitik an der Universität;

schaftlichen Mitarbeiter ist dies die Basis ihrer Promotion.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass für die Promotion in den Ingenieurwissenschaften zumeist eine erhebliche Infrastruktur bereitstellen ist. Ist es beabsichtigt und finanzierbar, solche Gruppen und technische Grundaustatungen an den Fachhochschulen aufzubauen? Insbesondere da exzellente Studenten der Fachhochschule relativ problemlos an die Universität wechseln können, genauso wie sich Fachhochschullehrer für eine Universitätsprofessur qualifizieren und sich darum erfolgreich bewerben können?

Aus meiner Industrieerfahrung heraus weiß ich, dass sich zudem Synergieeffekte ergeben, wenn stärker an der Methodik orientierte Universitätsabsolventen und stärker im praktischen Vorgehen geschulte Fachhochschulabsolventen in Projektteams zusammenarbeiten.

2. Tenure Tracks und Juniorprofessuren: Die durch eine effektive Kopplung von Theorie und Praxisverständnis im internationalen Wettbewerb sehr erfolgreiche Ingenieurausbildung an den technischen Universitäten in Deutschland hat ihre Basis auch in der Praxis, etwa achtzig Prozent der Professoren aus der Industrie

Die Hochschulreform ist um die Besonderheiten der Fächer meist unbekümmert und „verbessert“ blind.

heraus zu berufen. Die Einführung des Tenure Tracks und der Juniorprofessuren wird diesen Prozentsatz wesentlich absinken, da diejenigen, die nicht in die Industrie gehen, im Allgemeinen sehr viel mehr Veröffentlichungen und Erfahrungen in Lehre und Drittmittelwerbungen aufweisen können als Ingenieure aus dem Industriebereich. Dies führt aber zumeist zu einem auf der Hochschule eingegrenzten Erfahrungshorizont und größerer Theorieelastigkeit in der Lehre. Es wird abzuwarten sein, wie sich dies auf die Ingenieur-tätigkeit nach dem Studium auswirkt.

Wie schwierig es ist, Nebeneffekte vorzusehen, kann man an einem Problem des Bachelorabschlusses erkennen. Die Bachelorabschlussarbeit ersetzt im Mastertudium an der Universität die Studienarbeit, die im Diplomstudiengang wesentlich später im Studienverlauf, nämlich erst kurz vor der Diplomarbeit durchgeführt wurde. Die Studienarbeiten ließen sich deshalb damals in die Forschungsarbeiten der Doktoranden einbinden. Die Bachelorarbeit liegt dafür in einem zu frü-

hen Stadium der Ausbildung, wodurch sowohl die Tiefe der Ausbildung der Studenten als auch die Forschungskapazität der Universitäten verringert wird.

3. Graduiertenkollegs: Graduiertenkollegs der DFG stellen Promotionsstellen zur Verfügung. Ihre Problematik für die Ingenieurwissenschaften ist durch eine zeitliche Begrenzung auf drei Jahre, wie sie beim PhD in den angelsächsischen Ländern üblich ist, gegeben. Für den deutschen Dr.-Ing. werden im Schnitt fünf Jahre benötigt. Der Unterschied liegt darin, dass beim PhD zumeist entweder eine theoretische oder eine praktische Problemstellung gelöst wird, während der Dr.-Ing. darauf abgestellt ist, dass eine aufgeworfene Frage theoretisch beantwortet und die Lösung im Labor praktisch verifiziert wird. Die Einbindung von Studien- bzw. Diplomarbeiten erfordert zudem, Teilarbeiten herauszulösen, miteinander zu integrieren, ihren zeitlichen Ablauf zu überwachen und eine ständige Qualitätsprüfung vorzunehmen, das heißt, neben der eigenen wissenschaftlichen Arbeit die Teamführung zu erlernen, die für die Gruppen- oder Abteilungsleitung in der Industrie Voraussetzung ist. Auch hier stellt sich die Frage, ob eine zeitliche Begrenzung der Promotion durch Graduiertenkollegs für die Ingenieurwissenschaften solche nützlichen Bildungseffekte noch zulässt.

4. Verstärkte Gewichtung von Didaktik und Lehrerfortbildung im Berufungsverfahren: Die vielfach angemahnte erhöhte Gewichtung von Didaktik und Lehrerfortbildung bei der Berufung von Professoren beachtet die Wirklichkeit der Hochschullehrer nicht ausreichend. Natürlich überzeugt sich jede Berufungskommission davon, dass die für den Lehrstuhl ins Auge gefassten Persönlichkeiten gut vortragen und schwierige Sachverhalte verständlich erklären können. Damit ist aber eine gute Lehre keineswegs sichergestellt. Sie erfordert zwei im Berufungsverfahren nicht abprüfbare Dinge: die Bereitschaft des Hochschullehrers, sich über zwei bis drei Jahrzehnte hinweg vor jeder Vorlesung, selbst wenn sie mehrfach gehalten wurde, erneut sorgfältig vorzubereiten. Und: Im selben Zeitraum immer wieder den Stoff, insbesondere der in ihrem Umfang beschränkten Pflichtvorlesungen, mit den neueren Entwicklungen des Fachgebiets zu vergleichen und zu beurteilen, was aufgrund der Änderungen in der industriellen Praxis wegfallen kann, wenn Platz für Neues geschaffen werden muss.

Also, sind wir auf dem richtigen Weg? Für die Ingenieurwissenschaften müssen ernsthafte Zweifel angemeldet werden. Mehr Diskussion ist erwünscht. HENNING TOLLE

Der Autor lehrte bis zu seiner Emeritierung Robotik an der Technischen Universität Darmstadt.

Der Autor lehrte bis zu seiner Emeritierung Robotik an der Technischen Universität Darmstadt.

schenke skandinavistischer Institutionen sind. Zur Auflösung heißt es im Beschluss: „Im ersten Schritt müssen alle Medien der Staats- und Universitätsbibliothek (SUB) zur Übernahme angeboten werden. Übernimmt die SUB Medien nicht, dann ist zu prüfen, ob diese Bestandssegmente über Verkauf oder Tausch an Dritte gegeben werden können. Ist auch dies nicht möglich, können die Medien verschenkt werden. Erst im letzten Schritt ist die „Entsorgung“ vorgesehen.“ Soviel zum hanseatischen Traditionsbewusstsein. HANS-HARALD MÜLLER